

# Im Gespräch mit:

## Markus Mattersberger, Präsident Lebenswelt Heim



Markus Mattersberger

**LWH:** Sie wurden vor kurzem zum neuen Präsidenten von Lebenswelt Heim, dem Bundesverband der Alten- und Pflegeheime Österreichs gewählt. Darf ich Sie bitten, sich kurz vorzustellen.

**Markus Mattersberger:** Ich habe 1991 diplomiert und in weiterer Folge im A. ö. Bezirkskrankenhaus Lienz gearbeitet. Bis 2009 war ich dort im Akutbereich tätig und habe 15 Jahre lang die Dialysestation geleitet. Die letzten vier Jahre davon war ich parallel dazu stellvertretender Pflegedirektor. Dann stand ich vor der Entscheidung: entweder die Pflegedirektion im Krankenhaus Tirol übernehmen, oder etwas ganz anderes wagen. Und das war es dann: Ich bin raus aus dem Akutbereich und rein in den Langzeitpflegebereich.

**LWH:** Was war der Grund für diese Entscheidung?

**Markus Mattersberger:** Zum einen hat es sich gut mit meiner persönlichen Lebensplanung getroffen, und es hat mir immer schon Spaß gemacht mit alten Menschen zu arbeiten. Dazu beigetragen hat aber auch, dass sich meiner Meinung nach die Pflege im Langzeitpflegebereich noch mehr profilieren kann. Entsprechend Gesundheits- und Krankenpflegegesetz sind wir als Pflegepersonal in Österreich in

der Lage, einen eigenverantwortlichen Bereich zu haben, den wir selbst gestalten können. Ich empfinde das als große Errungenschaft. Das ist im Pflegeheim besser möglich als im Krankenhaus.

**LWH:** Was freut Sie an Ihrer neuen Aufgabe besonders? Was ist Ihre Vision?

**Markus Mattersberger:** Mich reizt insbesondere die Möglichkeit, an der Gestaltung relevanter Systeme mitwirken zu können. Ich bin hier mitunter auch sehr eigennützig – wir haben die Möglichkeit die Systeme zu gestalten, welche wir irgendwann in weiterer Zukunft hoffentlich selbst nutzen dürfen. Aber primär gilt es für unsere ältere Generation bestmögliche Strukturen zu schaffen, die ein qualitativvolles Leben und Wohnen ermöglichen. Pflegeheime, als besonderer Teil der Altenbetreuung, werden in Zukunft an Bedeutung zunehmen. Das gibt die demographische Entwicklung vor, das wird ein großes Thema werden.

Eine der ganz großen Herausforderungen wird sein: wie schaffen wir es, das Image der Pflegeheime so herauszustreichen, dass es als ein Plus in der Lebensqualität der älteren Menschen gesehen wird. Sehr oft bedeutet es für die Angehörigen eine psychische Belastung, wenn man die betagte Mutter oder den betagten Vater ins Heim geben muss. Mit Einstellungen wie „Ich habe es nicht mehr geschafft. Ich habe versagt“ sind wir in der Pflege immer wieder konfrontiert. Ich habe gerade wieder mit Angehörigen ein Gespräch geführt, das mir diese Belastung aufgezeigt hat.

**LWH:** Welche Lösung sehen Sie?

**Markus Mattersberger:** Unser Bestreben muss es sein, die in den Pflegeheimen ge-

botene Lebensqualität erlebbar und spürbar zu machen! Hier wird soziale Vereinsamung hintangehalten. Auch die pflegfachliche Qualität ist eine ganz andere als zu Hause. Dadurch können die Angehörigen entspannt und entlastet sein, das ist dann besser für alle Beteiligten.

Es geht darum das Bild, das die Gesellschaft vom Pflegeheim im Kopf hat, zu korrigieren. Es ist mit sehr vielen Vorurteilen behaftet, es ist ein sehr veraltetes Bild vom „Dahinsiechen“ im Heim. Es gibt Fälle, bei denen die BewohnerInnen in sich zurückgezogen sind, dem muss man fachlich professionell begegnen, es gibt aber auch sehr viele schöne Seiten im Heim.

**LWH:** Die BewohnerInnen-Struktur in den Heimen hat sich in den letzten 15 Jahren völlig verändert. Heute gibt es 40% weniger Wohnplätze zugunsten von Pflegeplätzen und man benötigt in vielen Fällen Pflegestufe IV, um überhaupt einen Heimplatz zu bekommen. Besteht nicht das Problem, dass man umso weniger ins Heim will, je mehr es vom Wohnheim zum Pflegeheim wird?

**Markus Mattersberger:** Das stimmt. Wir wissen auch aus verschiedenen Studien, dass der vorrangige Wunsch von ca. 80% der befragten Menschen ist, im Alter in den eigenen vier Wänden zu bleiben. Dafür wird relativ viel in Kauf genommen, die Kompromissbereitschaft ist sehr hoch und viele verzichten dafür auf Gesellschaft. Was ich befürchte, ist die soziale Vereinsamung: Ich bin lieber alleine zu Hause, als in einem Heim, wo ich Unterhaltung habe, mit einem schönen Tagesablauf, wo ich die Möglichkeit habe, in Gesellschaft und auch in Sicherheit den Tag zu verbringen.

Häufig kommen BewohnerInnen mit hohen Pflegestufen zu uns. Pflegestufe IV ist et-

was, was zu Hause ohne professionelle Hilfe kaum mehr zu schaffen ist. Dann kommen in vielen Fällen auch noch Demenz oder Inkontinenz dazu.

Wenn wir es da schaffen, ein Image zu zeichnen, dass es nicht mit einem schlechten Gewissen verbunden sein muss, einen Elternteil in ein Pflegeheim zu geben, sondern das Gefühl erzeugen können, das ist eine gute Wahl, das hat mit Lebensqualität zu tun, da fühlt sich meine Mutter wohl – dann ist das eine ganz wichtige Botschaft!

**LWH:** Wir wissen, wenn Leute zu einem Zeitpunkt ins Heim gehen, wo es ihnen noch gut geht und sie selbst dafür die Entscheidung treffen konnten, sind sie sehr zufrieden. Häufig hört man sogar: „Wieso bin ich nicht schon früher hierhergegangen?!“

**Markus Mattersberger:** Es ist optimal, selbstbestimmt zu sein. Das heißt, für die eigenen Interessen einzutreten, Sozialkontakte zu knüpfen, so dass es für mich im Alter passt. Es gibt ja vordergründig nicht nur die Wahlmöglichkeit zwischen Heim oder zu Hause, sondern auch viele innovative Projekte wie etwa Generationen Wohnen. Aber es wäre wichtig, sich in einer Lebensphase dafür zu entscheiden, wo ich sagen kann, das ist jetzt mein freier Wille und ich bin bereit, mich mit den Herausforderungen der eigenen Zukunft auseinanderzusetzen. Aber wer macht das?

Jedem muss klar sein: Irgendwann werde ich alt sein und irgendwann werde ich mich wiederfinden als alter Mensch. Es macht natürlich viel Sinn, sich frühzeitig Gedanken darüber zu machen, wie und wo man im Alter leben möchte. Es macht Sinn, sich und insbesondere seine Wohnmöglichkeit auf diese Situation vorzubereiten. Ein früherer Einzug ins Heim ist für viele undenkbar, andererseits sehen wir jedoch auch, dass sich BewohnerInnen und Bewohner, die früher zu uns kommen, wesentlich leichter in die neue Situation und in die Gesellschaft einfinden – ein guter Nährboden für hohe Lebensqualität!

**LWH:** Wenn ein neues Bild der Heime gezeichnet und Lebensqualität in den Heimen erlebbar gemacht werden soll, gilt es die große Schwellenangst vor dem Heim abzubauen. Es braucht offene Heime und Initiativen, die die Menschen ins Heim holen. Ob dies Tage der offenen Tür sind oder zum Beispiel das „Minipflegestudium“ des Hauses

St. Josef am Inn, das Fortbildungen für pflegende Angehörige anbietet, um diese zu unterstützen. So geschieht ein Vertrauensaufbau, die Schwellenangst wird überwunden, man lernt das Heim aus einer ganz anderen Perspektive zu sehen. Wir brauchen offene Heime, wenn wir das Image ändern wollen?

**Markus Mattersberger:** Öffnung ist etwas ganz Wichtiges, weil gerade die Abgeschlossenheit viele Probleme erzeugt. 80% der Pflege erfolgt zu Hause. Wenn da Unterstützung und Hilfe durch professionelle Kräfte angeboten wird, z.B. in Form von Schulungen, dann ist das sehr wichtig. Es ist ein wichtiges Ziel, unsere Heime als Kompetenzzentren zu profilieren und als Anlaufstelle für alle Fragen rund um das Thema „Alter“ zu etablieren. Gleichzeitig kann man durch die Öffnung Barrieren abbauen und den Außenstehenden zeigen, was es im Heim alles an Aktivitäten gibt. Die Durchmischung ist auch für unsere BewohnerInnen extrem wichtig. Es zeigt: Wir sind nicht abgeschottet sondern zu uns kommen Leute und wir können auch hinausgehen. Warum nicht einmal ins Heim gehen, einen Kaffee trinken und mit den Leuten reden?

**LWH:** Welche Herausforderungen sehen Sie für die Alten- und Pflegeheimen darüber hinaus?

**Markus Mattersberger:**

Es ist mir ein großes Anliegen, die BewohnerInnen, die ins Heim kommen, nicht primär aus der pflegfachlichen Perspektive zu sehen. Sie sind da, um ein schönes und gutes Leben zu führen, mit hoher Qualität wohnen zu können, und das alles begleitet mit hoher multiprofessioneller Qualität. Im Vordergrund müssen die BewohnerInnen mit ihren Kompetenzen, Ressourcen aber auch Ängsten stehen. Die Pflege und Betreuung bieten hierbei einen professionellen Rahmen um mit den BewohnerInnen und deren Angehörigen auf partnerschaftlicher Basis zu arbeiten.

Im Vordergrund stehen die BewohnerInnen, die zu uns kommen und hier viele Möglichkeiten haben. Auch mit Pflegestufe IV sind sie noch selbstbestimmt und haben viele Möglichkeiten und Kompetenzen. Es hängt auch vom Geschick des Pflegepersonals ab, diese Kompetenzen auch zuzulassen. Auch wenn es nur um einfache Entscheidungen geht und ein Bewohner z.B. sagt „Ich möch-

te in der Früh duschen, das habe ich auch zu Hause immer so gemacht. Ich möchte meinen Tagesrhythmus so gestalten, wie ich es gewohnt bin“. Es wird hervorragende Arbeit geleistet, dennoch muss die Selbstbestimmtheit der BewohnerInnen verstärkt in den Vordergrund rücken – dieses Bewusstsein gilt es zu schärfen!“

**LWH:** Das ist ein großes Umdenken für die Heime?

**Markus Mattersberger:** Die zentrale Frage ist, wie wir es schaffen, flexibel auf die Wünsche der BewohnerInnen einzugehen. Da muss sich die Pflegekraft auf die BewohnerInnen einlassen. Mein Zugang ist nicht, dass sich BewohnerInnen einer bestimmten Struktur unterwerfen müssen. Es gibt zwar gewisse Rahmenbedingungen, aber die Struktur soll sich bestmöglich den BewohnerInnen anpassen. Das bedeutet ein Umdenken, das bedeutet auch mehr Ressourcen, dafür können die BewohnerInnen selbstbestimmt leben und frei entscheiden, wie sie ihren Tag gestaltet wollen und wir unterstützen sie dabei.

Wichtig ist auch, den Menschen als Ganzes zu sehen, und nicht nur über das Alter zu definieren. Alle, die im Heim leben, waren einmal jung. Ihre Vergangenheit ist wichtig. Wenn sie darüber erzählen, wie sie jung und verliebt waren oder was sie mitgemacht haben, dann wird oft klar, was das für interessante Persönlichkeiten sind und wie viel Respekt sie verdienen.

**LWH:** Die Altenpflege steht vor besonderen Herausforderungen: Immer mehr Menschen werden immer älter und werden Pflege und Betreuung benötigen. Gleichzeitig gibt es immer weniger junge Menschen und immer mehr Frauen stehen in einer vollen Berufstätigkeit und werden die Pflegeaufgaben in der Familie nicht mehr übernehmen, wie in früheren Generationen. Gleichzeitig werden die Budgetmittel knapper. Was bedeutet all das aus Ihrer Sicht für die Altenpflege?

**Markus Mattersberger:** Ja, das ist die große Frage. Die Gesellschaftsstruktur verändert sich, es gibt mehr ältere Menschen und mehr Hochaltrige. Was immer stärker wegbricht, sind Junge, eine Generation die sich dann um die Älteren kümmern kann.

Die Generation zwischen 65 und 80 wird für uns jedoch sehr interessant. Die Generali

Altersstudie 2013, sie basiert auf einer breit angelegten Befragung, die das Institut für Demoskopie Allensbach für den Zukunftsfonds durchgeführt hat, liefert zum Teil erstaunliche Aussagen. Aussagen, die so manches Stereotyp vom Alter und von alten Menschen ins Wanken bringen. Die heute 65 - 80 Jährigen fühlen sich im Durchschnitt um 10 Jahre jünger, als sie tatsächlich sind. Sie sind in der Regel gut ausgebildet, aus dem Berufsleben ausgeschieden und suchen einen sinnerfüllten Tag. Sie führen überwiegend ein sehr aktives Leben, in dem Familie, Hobbys, aber auch ehrenamtliches Engagement eine große Rolle spielen. Im Durchschnitt sind die 65- bis 85-Jährigen an rund fünf Tagen in der Woche außer Haus unterwegs. Ausgeprägt ist ihr Wunsch nach Autonomie. Die Erhaltung von Gesundheit und Autonomie ist das zentrale Thema - man will gesund bleiben, um unabhängig zu bleiben. Fast die Hälfte dieser Menschen engagiert sich gesellschaftlich mit durchschnittlich rund vier Stunden pro Woche.

Das ist eine sehr interessante Bevölkerungsgruppe, die die es gilt, verstärkt in die Betreuung einzubinden. Diese Gruppe will jedoch umworben werden! Ich glaube, dass jeder von uns nach einer Sinnfindung sucht, und Altenpflege kann so etwas sein. Gleichzeitig wird sich dadurch auch das Bild des Alters ändern: die sind nicht mehr alt und hilfsbedürftig, sondern aktiv und selbstbestimmt.

**LWH:** Immer mehr alte Menschen kommen nach Stürzen und Unfällen ins Spital. Daheim fehlt dann oftmals die Betreuung und es kommt erneut zu einem Unfall und Spitalsaufenthalt. Inzwischen gibt es Lösungsansätze, um dies nach Möglichkeit zu vermeiden, z.B. die Übergangspflege in einigen Bundesländern oder das Beispiel der TILAK in Tirol. Passiert hier schon genug?

**Markus Mattersberger:** Es gibt in jedem Bundesland sehr gute Beispiele, die dazu dienen, die PatientInnen bestmöglich auf zu Hause vorzubereiten. Da gehört auch eine Beratung dazu, wie kann man das Umfeld daheim auf die verbliebenen Ressourcen der alten Menschen aufbauen. Auf diesen Bereich werden wir bestimmt noch genauer hinsehen müssen.

**LWH:** Die Niederlande sind seit einiger Zeit mit dem neuen Konzept für das De-

menzdorf Hogewey in aller Munde. Nun folgen in der Schweiz und in Deutschland weitere Projekte nach diesem Vorbild. Die BewohnerInnen dürfen sich in Hogewey frei bewegen – es gibt ein Kaffeehaus, einen Supermarkt, ein Theater etc. – können das Areal aber nicht verlassen. Kritiker sehen Hogewey als Ghetto. Was sind Ihre Gedanken dazu?

**Markus Mattersberger:** Wir haben uns als Delegation das Demenzdorf De Hogewey angesehen. Ich hatte den Eindruck, dass sich die BewohnerInnen sehr wohlfühlt haben. Es handelt sich hierbei um eine Einrichtung, die speziell auf BewohnerInnen mit schwerer Demenz ausgerichtet ist. Dennoch war die Situation sehr entspannt – wohl auch deshalb, weil man sich sicher sein konnte, dass niemand das Areal verlassen und abhanden kommen konnte. Das ist die Kehrseite – wie Kritiker sagen: es ist zwar ein sehr schönes Gefängnis, aber dennoch ein Gefängnis. Das Demenzdorf als Ghetto zu bezeichnen empfinde ich als nicht wirklich passend, wohl auch deshalb, weil der Begriff „Ghetto“ doch sehr negativ behaftet ist. Gemäß der eigentlichen Bedeutung des Wortes als „Wohnviertel“, welches auch in gewisser Weise einer Segregation dient, wäre es allerdings zutreffend.

**LWH:** In ganz Europa scheint man sich vor der steigenden Zahl an Demenz Erkrankten und vor den in der Folge auftretenden Kosten zu fürchten. Brauchen wir eine Demenzstrategie für Österreich? Könnte die Entwicklung solch einer Demenzstrategie auch eine Aufgabe sein, der sich Lebenswelt Heim stellt? Lebenswelt Heim hat sich in der Vergangenheit ja immer wieder als Impulsgeber der Politik bewiesen.

**Markus Mattersberger:** Demenzprojekte und Demenzstrategie sind Teil von Regierungsprogrammen. Die Politik hat das Problem erkannt. Wir werden uns natürlich auch zu dieser sehr herausfordernden Thematik mit fachlichen Inputs einbringen und freuen uns, gemeinsam mit der Politik entsprechende Konzepte erarbeiten zu dürfen.

**LWH:** Ein letztes Thema: der Pflegeberuf. Die Pflege gilt als ein Arbeitsplatz mit Zukunft in Österreich. Trotzdem gibt es zu wenig Menschen, die diesen Beruf ergreifen. Auch nahezu 80 Prozent der in Österreich gemeldeten selbständigen PersonenbetreuerInnen,

zum Teil sind diese auch PflegerInnen, kommen aus der Slowakei. Wie kann es Österreich schaffen mittelfristig aus eigener Kraft genug Pflegepersonal im eigenen Land zu finden? Was braucht es dazu? Ist die Pflege zu wenig attraktiv als Beruf?

**Markus Mattersberger:** Wie Sie schon richtig anführten, decken wir momentan einen sehr hohen Teil unseres Bedarfs an Pflegepersonal aus dem benachbarten Ausland. Die Pflege, und hierbei insbesondere die Pflege und Betreuung von älteren Menschen, stellt einen ebenso herausfordernden wie schönen Beruf dar. Die Erwartungshaltung seitens der KlientInnen – sowohl Pflegebedürftige als auch Angehörige – steigt in zunehmendem Maße.

Hierbei gibt es zwei Ansätze, die verfolgt werden sollten. Zum einen gilt es, den Erwartungshaltungen auch unsere Rahmenbedingungen und somit unseren Handlungsspielraum gegenüber zu stellen, um überzogenen Erwartungen begegnen zu können. Zum anderen muss es jedoch unser primäres Anliegen sein, diesen Handlungsspielraum zu erweitern. Hierzu bedarf es allerdings einer Bewusstseinsbildung für die weitreichende Thematik des „Alters“ in der Gesellschaft. Unser Anliegen muss es sein, Strukturen zu schaffen, welche dem Anspruch in höherem Maße gerecht werden, als sie es momentan tun. Somit können wir es auch schaffen, diesem Beruf eine höhere Attraktivität zu verleihen. Dies hat auch, aber nicht ausschließlich mit einer adäquaten Entlohnung zu tun, es geht um Verbesserung der Personalstrukturen ebenso wie um Optimierungen in den Ablauforganisationen. Bei Letzterem ist die Entwicklung in den österreichischen Alten- und Pflegeheimen, welche bereits vielfach entsprechende Qualitätsmanagementsysteme anwenden, ohnehin auf einem sehr hohen Level angelangt.

Eine der wesentlichen Maßnahmen muss es auch sein, sowohl der Gesellschaft als auch der Politik die hohe Qualität der in den österreichischen Alten- und Pflegeheimen erbrachten Leistungen zu vermitteln. Ein gutes Image einer Berufssparte beeinflusst wesentlich das Verhalten von uns Menschen bei der Berufswahl!

**LWH:** Herzlichen Dank für das Gespräch.

*Das Interview führte Gabriele Tupy.*